

Liebe **Familie**, eh, liebe Gemeinde,

kennen Sie auch solche Leute, die voll und ganz Familienmenschen sind? Meist sind es unsere Mütter, die alle möglichen und unmöglichen Hebel in Bewegung setzen, um aus einem einfachen Familientreffen, ein rauschendes Fest nicht nur für die Gaumenfreuden zu machen. Meist geht das schon Tage vorher los mit der Ausschüttung eines erhöhten Adrenalinpiegels. Nur so ist die Dauerbelastung zu bewältigen: vom Putzen in der guten Stube, übers Kochen eines mehrgängigen Menüs, das der Starkoch Lafer oder Licher oder Lecker in Köln dem Bundespräsidenten höchstpersönlich servieren durfte, dazwischen telefonisch den Kindern in Stuttgart oder Bremen erklären, warum sie trotz eigener wichtiger Termine den dreizehneinhalften Geburtstag der Großnichte in Großenhain auf keinen Fall verpassen dürfen. Und während sie mit letzten Kräften die Spülmaschine bestückt, spricht die Seele der Familie schon mal die nächste Einladung für in drei Wochen aus...

Familie – das Wort kommt aus dem lateinischen, und hat seine Wurzel in famulus, das war der Haussklave, und der zählte zum Besitz des Mannes, wie der andere Hausstand, z.B. Frau, Kinder, Knechte, Vieh. Damals war das keine Verwandtschaftsbeziehung, sondern Herrschaftsbezeichnung. Heute sprechen wir von einer Familie, wenn mindestens zwei Generationen unter einem Dach wohnen. In Zeiten, wo die Halbwertszeit selbst von Ehepaaren relativ gering ist, kommen Viergenerationenhaushalte kaum noch vor. Als vor Jahren das ZDF im Pfarramt gefragt hatte, ob es irgendwo gar noch fünf Generationen unter einem Dach gibt, weil eine Ururoma während der Dreharbeiten für eine Reportage gestorben war, mussten wir passen. Familie gilt heutzutage als Auslaufmodell. Wer von uns hat nicht selbst schon gemault, wenn man nicht zu Freunden durfte, weil sich Besuch angemeldet hatte. Später zitierte ich Christian Morgenstern und riskierte trotzdem Streit: „Nicht da ist man zu Hause, wo man seine Wohnung hat, sondern da, wo man verstanden wird“. Naja und dann habe ich gelesen, dass es in Mexiko ein mafiaähnliches Drogenkartell gibt mit dem schönen Namen: La familia.

Ob Jesus Familienmensch war? Nach der biblischen Überlieferung spricht soziologisch manches dagegen: Unehelich geboren und in frühester Kindheit auf der Flucht, als Teenager hielt er sich lieber unter Gelehrten auf. Verheiratet war er nicht und immer unterwegs. Allerdings: Kinder hat er gesegnet, setzte sich für Frauen, Kinder, Knechte ein, alles was zum Hausstand der wohlhabenden Patriarchen gehörte. Und Familienangehörige werden erwähnt, dass sie ihn begleitet haben: Die Mutter, Brüder, Schwestern. Vater Josef wird nicht mehr erwähnt, ein Indiz dafür, dass er schon vorher verstarb. Wenn wir jetzt den Predigttext hören, dann sprengt Jesus den vertrauten Familienbegriff und erweitert ihn auf seine Freunde...

Liebe Gemeinde, eh, liebe **Familie**, das ist harter Tobak, die Mutter, die Brüder so vorzuführen! Mir wäre das echt peinlich, hätte ich in dem Kreis gesessen! Klar sprechen wir uns in der Kirchgemeinde so an, liebe Schwestern und Brüder, d.h. liebe Geschwister im Glauben, aber das ist doch nur symbolisch gemeint, nicht wahr, Bruder Krellner (ist er da) oder Bruder Geschäftsführer Hans Georg Müller??? Wir sind auch deshalb Geschwister, weil wir uns alle durch die Taufe zu Gottes Kindern zählen dürfen. Und alle Getauften, die jetzt vor- oder über mir sitzen (Bruder Kantor), bilden meine Familie, bzw. besser: auch ich gehöre zu Eurer! Ich bin nicht das Familienoberhaupt, was die Kirchgemeinde betrifft, sondern stehe auf gleicher Ebene wie die quengelnden Kinder, die heimlich mit ihren Handys spielenden Konfirmanden, all die anderen häufig oder selten erscheinenden Gottesdienstbesucher, haupt- oder ehrenamtlicher Mitarbeiter oder mal ebenso hier hereingeschneiten Gäste.

Dieses soziale Modell finde ich faszinierend gerade, wo und weil es sonst in der Gesellschaft so streng hierarchisch und nicht selten ungerecht zugeht. Da zählen Dienstgrad oder Alter, Einkommen oder IQ, Herkunft oder Lebensleistung. Wenn wir genauer hinter die Kulissen unsere Kirche sehen, gibt es leider auch gravierende Einkommensunterschiede oder Privilegien, die sich nicht wirklich mit christlichen Maßstäben rechtfertigen lassen. Das finde

ich schade, denn darin läge eine große Chance, Vorbildwirkung für die Leistungsgesellschaft. Ich erinnere mich, wie stolz ich war, in der Jungen Gemeinde meine Pfarrer mit Du anreden zu dürfen. Einer wurde später sogar Bischof, der andere neulich Oberlandeskirchenrat, aber keine Angst, mir ist Großenhain groß genug. Überall aber steht die Aufgabe an, dass wir uns in den Gemeinden als Geschwister begegnen und wie eine Familie gegenseitig unterstützen. Das ist uns zwar im Grundsatz klar, aber im konkreten Fall nicht immer einfach umzusetzen, zu leben.

Das war zu Jesu Zeiten nicht viel anders. Deshalb ist ja diese provokative Begebenheit weiter erzählt worden. Nicht dass wir einander schnoddrig abkanzeln sollen, wie Jesus das in diesem (hoffentlich) Einzelfall tat, sondern im Mitmenschen, egal ob Christ oder nicht, unseren Nächsten erkennen. Die Bibel begrenzt meinen Maßstab nicht auf die familiäre Ebene, sondern auf die Frage, wer es nötig hat, wer also unter die Räuber gefallen ist. Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter beschämt mich, weil ich mich ertappt fühle, ebenso wie Priester oder Levit meine Wege zu ziehen bzw. um Entschuldigung oder wenigstens Verständnis heischend auf meinen vollen Dienstplan zeige. Geht jetzt nicht, morgen vielleicht. Den Verletzten im Gleichnis hätte diese Antwort nicht gerettet. Klar muss ich mir auch deutlich machen, dass ich nicht jedem helfen kann. Das muss ich aber auch nicht, sondern es genügt der eine, den ich gerade nahe genug vor Augen habe. Wenn jeder einem Menschen einmal wieder praktisch auf die Beine helfen würde, müsste keiner mehr am Boden liegen. Aber oft ist es unsere Gleichgültigkeit, die sich schließlich verheerend auswirken kann.

Der Theologe Martin Niemöller hat nach der Zeit des Nationalsozialismus folgendes erkannt und bekannt: „Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Sozialdemokrat. Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich nicht protestiert; ich war ja kein Gewerkschafter. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

Also, wenigstens nicht schweigen, manchmal genügt ja schon eine Anfrage, wenn da ein Mensch oder eine Gruppe auf der Abschussliste einer Mehrheit steht. Darum ist es kein Wunder, dass es dieses Zitat in abgewandelter Form auch für etliche Gruppen oder Familien mehr gibt. Johann Hinrich Wichern, der Gründungsvater der Diakonie, hat im 19. Jahrhundert damit begonnen, für viele ausgegrenzte Personen Räume zu finden, dass sie dort Geborgenheit und Liebe erfahren. Heute haben diakonische Einrichtungen ein breites Angebotsspektrum, betreiben Kindergärten und Pflegeheime, helfen Migranten, psychisch Kranken, betreiben Unternehmen mit geschützten Arbeitsplätzen und noch vieles mehr.

Das wäre ja an sich nicht schlecht, wenn nicht zugleich die Gefahr bestünde, dass wir anderen in der Gesellschaft meinen könnten, für die Hilfe am Nächsten seien spezielle Einrichtungen zuständig. Nein, am Anfang steht immer das Signal, das von jedem einzelnen ausgesendet werden muss und vom persönlichen Mitgefühl getragen wird.

„Wer Gottes Wille tut“, sagt Jesus im Predigttext, „der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“ Und diesen Willen, hat der Schriftgelehrte zutreffend aus Gottes Gesetz herausgelesen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Natürlich sprengt dieser fast globale Auftrag die Möglichkeit dessen, was wir als einzelne konkret tun können. Aber in einer Gemeinschaft sind wir potenter, in einer Familie oder Gemeinde. Da finden sich auch eher Hilfsmöglichkeiten, und ich bin froh, dass der Besuchsdienst wieder belebt wird, dass sich ehrenamtliche Helfer in vielen sozialen und kulturellen Bereichen engagieren. So werden für unser nächstes Kirchenkonzert erheblich verbilligte Karten über die Diakonie verteilt. Und ich glaube, das kann noch längst nicht die letzte Idee sein, wie wir als Kirchengemeinde zu einer offenen Familie werden.

Jesus übrigens hat noch am Kreuz seine Mutter dem treusorgenden Dienst eines Jüngers zugewiesen. Darum werden auch wir heute neue Mitarbeiter in ihren Dienst einführen. Wann seid Ihr anderen dabei? Amen SvH 0118 Gut, dass wir einander haben